

Studien zur Kulturanthropologie/
Europäischen Ethnologie

herausgegeben von

Prof. Dr. Regina Bendix, Prof. Dr. Carola Lipp
und Prof. Dr. Brigitta Schmidt-Lauber
(Universität Göttingen)

Band 5

LIT

Michaela Fenske (Hg.)

Alltag als Politik –
Politik im Alltag

Dimensionen des Politischen
in Vergangenheit und Gegenwart

Ein Lesebuch für Carola Lipp

LIT

Inhalt

Umschlagbild: Mit freundlicher Genehmigung von www.LetterJames.com

Satz: Andreas Reucher, <http://setzerbuero.blogspot.com/>



Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier entsprechend
ANSI Z3948 DIN ISO 9706

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-643-10836-4

©LIT VERLAG Dr. W. Hopf Berlin 2010

Verlagskontakt:

Fresnostr. 2 D-48159 Münster

Tel. +49 (0) 2 51-620 320 Fax +49 (0) 2 51-922 60 99

e-Mail: lit@lit-verlag.de <http://www.lit-verlag.de>

Auslieferung:

Deutschland: LIT Verlag Fresnostr. 2, D-48159 Münster

Tel. +49 (0) 2 51-620 32 22, Fax +49 (0) 2 51-922 60 99, e-Mail: vertrieb@lit-verlag.de

Österreich: Medienlogistik Pichler-ÖBZ, e-Mail: mlo@medien-logistik.at

Schweiz: B + M Buch- und Medienvertrieb, e-Mail: order@buch-medien.ch

Michaela Fenske
Einleitung 9

Konzepte, Perspektiven

Beate Binder
Feminismus als Denk- und Handlungsraum. Eine Spurensuche 25

Brigitta Schmidt-Lauber
Der Alltag und die Alltagskulturwissenschaft.
Einige Gedanken über einen Begriff und ein Fach 45

Formationen, Konstruktionen

Karin Hausen
»Soll und Haben« und einige Ungereimtheiten in Gustav Freytags
Programm für die Bürgerliche Gesellschaft 65

Wolfgang Kaschuba
Verlorene Bürgerlichkeiten? 81

Ulrich Reiff
Zwischen Bergmannsverein und Bergarbeiter-Union – politische Kultur
in der Kaliindustrie im Wendland 1906–1926 97

Beate Binder

Feminismus als Denk- und Handlungsraum. Eine Spurensuche

»the meaning of a word is
the action it produces« (Ashley Montagu)

Eigentlich fing alles ganz harmlos an, als ich vor einiger Zeit begann, in alten Unterlagen zu blättern, Bilder zu betrachten und Texte zu lesen, die in den letzten zwanzig Jahren mehr oder minder vergessen im Regal lagerten. Das Stöbern versetzte mich in die Zeit zurück, in der ich als Studentin der Empirischen Kulturwissenschaft anfing, mich für Frauenforschung zu interessieren.¹ Ich erinnerte mich an Diskussionen in Seminaren und Kolloquien, an Studienkolleg_innen² und Lehrende, kurz: meine Studienzeit begann wieder lebendig zu werden. In der Rückschau erscheint mir diese Zeit als der Moment, in der die Universität – und insbesondere das Fach Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie – zu »meinem« Ort wurde, wobei mein wissenschaftliches Interesse dicht mit meinem Gefühl der Zugehörigkeit zur feministischen FrauenLesbenbewegung³ verwoben war.

¹ Dieses Interesse hängt wesentlich an der Begegnung mit Carola Lipp als akademischer Lehrerin. Da ich mich nicht erinnern kann, mich dafür jemals bedankt zu haben, möchte ich das bei dieser Gelegenheit nachholen. Für Kritik und Anregungen zu einer früheren Version dieses Textes danke ich Michaela Fenske und Fred von Bose.

² Durch die Schreibweise mit Unterstrich werden auch diejenigen Personen einbezogen, die sich nicht in der binären Zweigeschlechtlichkeit von männlich/weiblich verorten, vgl. Hermann 2003.

³ Mir ist bewusst, dass es weder den Feminismus noch die FrauenLesbenbewegung gab bzw. gibt. Für meine Argumentation scheint es mir aber ausreichend, unspezifisch vom

Komplizierter wurde es bereits, als ich mir klarmachte, dass ich nicht »einfach so« zurückschaute. Wie jedes Erinnern ist auch meines durch meine aktuellen Erfahrungen als Lehrende am Schnittpunkt von Geschlechterstudien und Europäischer Ethnologie in Berlin geprägt; es berührt die Auseinandersetzungen mit Rassismus, die gegenwärtig vor dem Hintergrund von Interventionen aus postkolonialer, kritischer Weißseins- und queerer Perspektive in den Gender Studies ausgetragen werden. So fließen etwa Irritationen über in meinen Augen hochgradig normativ aufgeladene Argumentationen in mein Nachdenken darüber ein, was für mich bzw. für mein wissenschaftliches Arbeiten Feminismus bedeutet(e). Ich fing an darüber zu spekulieren, inwiefern die Versuche, Geschlecht/Gender als Forschungsperspektive in der Empirischen Kulturwissenschaft zu etablieren, vergleichbar sind mit gegenwärtigen Auseinandersetzungen um die Dezentrierung westlicher, Weißer Wissensproduktion und um das Denken in binären Kategorien insbesondere von Geschlecht und Sexualität – und an welchen Stellen sich diese Projekte unterscheiden.

Ich begann daraufhin, systematischer nach Hinweisen zu suchen, wie das Verhältnis von FrauenGenderforschung⁴ und feministischer Bewegung verhandelt wurde und wie sich die Wechselwirkungen und Grenzbeziehungen zwischen akademischer Wissensproduktion und politischer Bewegung, genauer zwischen Empirischer Kulturwissenschaft und feministischer Gesellschaftskritik in die mir vorliegenden Dokumente und Texte aus den 1980er Jahren eingeschrieben haben: Wie wurden FrauenGenderforschung und feministische Bewegung aufeinander bezogen gedacht und wie wurden dabei – ent- wie begrenzend – Handlungsräume in der Universität konstituiert? In welcher Weise begründete die Bezugnahme auf feministische Positionen *agency* auch und gerade an der Universität? Und schließlich: Wie wirkten feministische normative Zielsetzungen in die akademische Wissensproduktion hinein?

Feminismus bzw. feministischer Bewegung zu sprechen und damit eine Vielfalt von Haltungen, politischen Zielsetzungen und Visionen zu implizieren. Mir ist bewusst, dass eine Historisierung und Spezifizierung des Feminismus als Konzept notwendig wäre.

⁴ Mit dieser Benennung und Schreibweise will ich auf die vielen Facetten wie auch die Entwicklung dieses Wissensbereichs hinweisen.

Beim Weiterlesen führten mich diese Fragen schnell in einen weitläufigen und unabgeschlossenen Diskursraum. Auch wenn es ab da endgültig nicht mehr einfach war, möchte ich im Folgenden einen ebenso subjektiven wie ausschnitthaften Versuch unternehmen, den »Beginn« der FrauenGenderforschung in der Empirischen Kulturwissenschaft/Europäischen Ethnologie⁵ zu rekonstruieren, um die Wirkweisen wie Bedeutungen dieser Verbindung für meine universitären Wissenspraktiken zu erkunden. Dabei werde ich im Blick zu behalten versuchen, dass jede Genealogie in Versuchung geraten kann, zum politischen Werkzeug für gegenwärtige Interessen zu werden (vgl. Hark 2005). Eben weil es mir nicht darum geht, Widersprüche und Zufälligkeiten der Entwicklung zu verschleiern, will ich eine Fortschrittserzählung vermeiden, die »jegliche Diskontinuität, jeden Konflikt und jede Differenz« auslöscht, die einer »politisch erwünschten prästabilisierten Harmonie der Begriffe ›Frauen‹ und ›feministisch‹ im Wege stehen könnten« (Scott 2001a: 79). Ich werde eher eine Lesart meiner Erfahrungen als Teil eines »spannungs- und konfliktreichen, heterogenen und unabschließbaren Wissens« (Hark 2006: 42) des Feminismus vorstellen.

Wenn ich dabei das Verhältnis von Wissenschaft und Politik ins Zentrum stelle, so weder mit der Intention, neuerlich für die Trennung beider Felder zu plädieren, noch um zum wiederholten Mal zu konstatieren, dass Wissenschaft immer auch Politik ist. Vielmehr geht es mir darum, den politischen Gehalt des Feminismus als Moment wissenschaftlichen Arbeitens sichtbar zu machen, um ihn auf reflexive Weise für die eigene Arbeit zurückzugewinnen (vgl. zu dieser Denkbewegung Trouillot 2002: 55f.). Mein Rück/Blick geschieht daher vor dem Hintergrund einer Kulturanthropologie politischer Prozesse, die nach der Bedeutungen wie Praktiken produzierenden Rolle normativer Ordnungen und politischer Konzepte fragt (Rabinow 2004b; Shore, Wright 1997). Bei meiner Spurensuche folge ich dem Vorschlag von Paul Rabinow, »nach der jeweiligen den Menschen konstituierenden ›Vernunft‹«, also nach dem Wissen zu fragen, durch das

⁵ Ich werde im Folgenden durchgehend von Empirischer Kulturwissenschaft/Europäischer Ethnologie sprechen, zum einen weil diese Bezeichnungen meine biographischen Bezugspunkte darstellen (von Tübingen nach Berlin), zum anderen um Veränderungen im disziplinären Selbstverständnis anzudeuten.

Subjekte und Subjektpositionen in spezifischen Zeit-Räumen hervorgebracht werden. Rabinows Projekt einer »Kulturanthropologie des Zeitgenössischen« zielt darauf, die jeweiligen, in lokalen, sozialen und historischen Kontexten herrschenden Rationalitäten, Selbstverständlichkeiten, eben das freizulegen, was als »vernünftig« oder »logisch« erscheint, aber zu meist als naturalisiert sich unhinterfragbar gibt. Auf diese Weise soll sichtbar gemacht werden, was Situationen, Handlungen, Subjekte natürlich, plausibel und selbstverständlich erscheinen lässt (Rees, Caduff 2004). Mit Blick auf das Verhältnis von Wissenschaft und Politik bzw. FrauenGenderforschung und Feminismus ermöglicht eine solche Freilegung in meinen Augen eben auch die Rückgewinnung eines politischen Engagements für wissenschaftliches Arbeiten, ohne dass gleichzeitig durch die jeder Politik immanenten normativen Gehalte Erkenntnisprozesse notwendig begrenzt oder unreflektiert gelenkt würden. So werde ich, von eigenen Erfahrungen und Erlebnissen ausgehend, im Folgenden zunächst auf die Konstitutionsphase der FrauenGenderforschung in der deutschsprachigen Empirischen Kulturwissenschaft/Europäischen Ethnologischen, um die Logiken des damaligen Denkens und Handelns im Kontext feministischer Selbstpositionierungen zu rekonstruieren, und daran anschließend einen Ausblick darauf versuchen, wie der politische Gehalt wissenschaftskritischer Interventionen wie normativer Zielsetzungen auch gegenwärtig als reflexives Moment ethnografischer Forschung genutzt werden könnte.

Raum greifen, Platz besetzen: Zur Gründung der Kommission Frauenforschung in der dgV

Dass die außeruniversitäre feministische Bewegung und die akademische FrauenGenderforschung aufeinander bezogen waren und bis heute miteinander verwoben sind, gehört zu den Allgemeinplätzen in Narrationen über die Entwicklung dieses Wissensgebiets. Insbesondere für die Anfangsjahre wird der dichte Bezug zwischen den sozialen Bewegungen, die sich für Geschlechtergerechtigkeit einsetz(t)en, und einer Wissenschaftskritik betont, die den durch Geschlechterblindheit produzierten Bias in

wissenschaftlichen Wissensbeständen adressierte, die Wirkmächtigkeit des Sexismus aufdeckte und geschlechtliche Machtverhältnisse sichtbar und damit verhandelbar machte. In dieser Betrachtung wird die feministische Bewegung häufig als Ermöglichungsbedingung für Geschlechterforschung beschrieben. So formuliert auch Carola Lipp in ihrem Beitrag »Geschlechterforschung« in dem von Rolf Brednich herausgegebenen Handbuch »Grundriß der Volkskunde«:

»Frauenforschungsthemen wurden in Deutschland seit den 70er Jahren diskutiert, aber erst als die Frauenbewegung die Universitäten erreichte und die dort herrschenden hierarchischen Strukturen, soziale Ausschlussmechanismen und wissenschaftliche Blindstellen zum Gegenstand öffentlicher Kritik machte, konnte sich die Frauenforschung etablieren.« (Lipp 2001: 330)

Indem Feminismus zum Bezugspunkt gemacht wurde und Geschlechtergerechtigkeit und -forschung aufeinander bezogen wurden, konnte die Organisation der akademischen Wissensproduktion ebenso kritisiert werden wie deren Output, das Wissen selbst. Das Prinzip, das beides verband, war Parteilichkeit, die – so Jörn Rüsen mit Blick auf die Geschichtswissenschaft – die Kritik an Formen und Inhalten der Wissenschaft mit Praxisorientierung und einer »Politik weiblicher Gegenmacht gegen männliche Herrschaft in der Wissenschaft« zu verbinden suchte, wobei Reichweite und Radikalität dieser Parteilichkeit deutlich variierten (Rüsen 1988: 517f.; auch: Althoff u. a. 2001).

Durch die Aneignung und Ausdeutung feministischer Konzepte konstituierte sich ein Denkraum, der zugleich Handlungsraum war. Denn innerhalb der Universität schuf die Kritik an der Wissenschaftsorganisation bzw. genauer an der Marginalisierung von Akademikerinnen auch die Grundlage dafür, »eigenen« Raum zu erobern – sich Freiräume zu schaffen und einen Platz zu besetzen. Indem die eigene Position mit Hilfe feministischer Gesellschafts- wie Wissenschaftskritik als doppelt marginalisiert wahrgenommen werden konnte, schufen sich Frauen in der Universität somit als politische Subjekte.

Wenn Stuart Hall in seinen Überlegungen zum »theoretischen Vermächtnis der Cultural Studies« schreibt, dass der Feminismus wie die »Diebin in der Nacht« eingebrochen sei, die »Arbeit unterbrach«, »unziemliche

Geräusche« machte, sich die Zeit aneignete und »auf den Tisch der Cultural Studies« kletterte (Hall 2000/1992: 43), dann macht er auf genau diese wissenschaftliche wie politische Subjektwerdung von Frauen an der Universität aufmerksam. Durch das gegen den Malestream gerichtete Handeln wurde die theoretische Weiterentwicklung der Cultural Studies vorangetrieben und auf diese bezieht sich auch die Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie seit den späten 1970er Jahren. Stuart Hall setzt die soziale Praxis derjenigen, die FrauenGenderforschung betreiben, zu inhaltlichen Verschiebungen in Beziehung, und siedelt in dieser Performativität auch seine eigenen Lern- bzw. Denkprozesse an:

»Da habe ich wirklich etwas über die geschlechtsspezifische Natur der Macht gelernt. Lange, sehr lange nachdem ich die Worte aussprechen konnte, entdeckte ich die Realität von Foucaults tief greifender Einsicht in die Wechselseitigkeit von Wissen und Macht. Darüber zu reden, Macht abzugeben, ist eine völlig andere Erfahrung als zum Schweigen gebracht zu werden.« (Hall 2000/1992: 44)

Der Bruch, der vom Feminismus erzeugt wurde, wird in dieser Erzählung als eine spezifische »Denkweise, eine weitere Metapher für Theorie« bezeichnet (Hall 2000/1992: 44). Ich habe in der deutschsprachigen Empirischen Kulturwissenschaft/Europäischen Ethnologie (bislam?) keine vergleichbar anerkennende wie selbstreflexive Beschreibung der feministischen Intervention aus männlicher Perspektive finden können.⁶ Aber ich habe Momente solcher Raumnahmen erlebt, bei denen das männliche Subjekt der Wissenschaft nicht nur epistemologisch, sondern auch alltagspraktisch dezentriert wurde. Feminismus als soziale Bewegung, so würde ich es aus heutiger Perspektive formulieren, schuf Subjektpositionen, von denen aus auch das Handeln in universitäre Organisationsstrukturen *hinein* zum Programm werden konnte – eben indem Räume besetzt und eigene Orte geschaffen wurden, praktisch wie intellektuell. Die in Westdeutschland im Zentrum feministischer Politik stehenden Konzepte von Autonomie und

⁶ Es mag sein, dass Stuart Halls Ausgrenzungserfahrungen in rassistischen Gesellschaften die Grundlage für seine Darstellung lieferten, die deutschen Kollegen im Zentrum der Privilegierung als Weiße Wissenschaftler fehlen.

Selbstbestimmung wurden von Frauen in der Empirischen Kulturwissenschaft/Europäischen Ethnologie etwa in der Organisation eigenständiger Diskussionsforen, von autonomen bzw. Frauen-Seminaren und in der Durchsetzung von thematisch einschlägigen Seminaren, Vorlesungsreihen und Kolloquien realisiert. Tatsächlich war es weniger eine Nacht und Nebel-Aktion, als vielmehr nachhaltige Lese-, Recherche- und Diskussionsarbeit und -praxis, die am Anfang der Raumnahme stand. Am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft wurde das Frauenforum gegründet, in dem Wissenschaftliche Mitarbeiterinnen, Doktorandinnen und Studentinnen – zusammen mit einigen wenigen Männern – über Potentiale und Positionen einer feministisch orientierten Frauenforschung diskutierten; in Netzwerken mit Frauen von anderen Instituten wurden diese Inhalte weiter verhandelt (vgl. Citovics, Hauser 1984; Binder u. a. 1984); von diesen Aktivitäten ging 1983 schließlich der Impuls zur Gründung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv) aus. Wie an dieser Erzählung deutlich wird, sehe ich *agency* nicht so sehr in den Individuen als vielmehr in den Beziehungsstrukturen angelegt, die aufgebaut wurden.

Nach den Turbulenzen, die der Antrag zur Gründung einer Kommission Frauenforschung auf dem Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv) ausgelöst hatte, wurde die erste Tagung der Kommission 1984 am Tübinger Institut für Empirische Kulturwissenschaft vom dortigen Frauenforum ausgerichtet:

»Unsere Erfahrung mit der Vorbereitung der ersten Tagung der Kommission »Frauenforschung« hat uns gezeigt, dass frau nur einen Stein anstoßen muß, um eine Lawine auszulösen. Wer hätte auf der Gründungsversammlung der Kommission im September 1983 gedacht, dass ein Jahr später 250 Frauen auf einem »veritablen Kongreß« über Frauenforschung diskutieren werden.« (Binder u. a. 1984: 46)

Stolz und Erstaunen mischen sich in dieser Beschreibung. Bei meinem Stöbern bin ich auch auf ein Fotoalbum gestoßen, das ich von dieser Tagung angelegt habe.

Auf einem der Bilder ist Carola Lipp zu sehen, als sie die Tagung auf dem Tübinger Schlosshof unterhalb des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft eröffnete. Die Szene wirkt improvisiert: im



Abb. 1 und 2: Eröffnung der ersten Tagung der Kommission für Frauenforschung, 2.11.1984. Fotos: Beate Binder.

Mantel, weil draußen, ein Manuskript in der Hand, verliest Carola Lipp ohne Mikrofon einen Begrüßungstext – die Adressatinnen, eben die über 200 Teilnehmerinnen der Tagung stehen dicht gedrängt unterhalb der Treppenstufen. Für die große Zahl der Anmeldungen waren die Institutsräume allesamt zu klein, so dass die Eröffnung unter freiem Himmel erfolgen musste. Die Bilder wirken für mich heute seltsam fern, doch sie transportieren noch etwas von der Euphorie darüber, einen eigenen – wenn auch temporären und improvisierten – Raum geschaffen zu haben – einen Raum, der das Gefühl vermittelte, dass zumindest für eine kurze Zeit die Universität bzw. das Institut »uns« gehörte. Wahrscheinlich ist es doch kein Zufall, dass die Szene auf dem Schlosshof vor einem Baustellenschild stattfand, ging es doch um den – bis heute andauernden – Umbau des »Haus des Wissens« aus der Perspektive des feministischen, wissenschaftskritischen Projekts.

Feminismus macht seine Subjekte: Zur widersprüchlichen Verhandlung von Erfahrungen

Wie Joan Scott bereits vor einiger Zeit überzeugend dargelegt hat, ist Erfahrung das »Produkt, nicht der Ursprung politischer Bewegungen« (Scott 2001a: 78). So hat sich auch das feministische wissenschaftliche Subjekt nicht auf Grund vorgängiger Erfahrungen, sondern durch die Deutung von Wirklichkeit in der Produktion von und Auseinandersetzung mit feministischer Gesellschaftskritik herausgebildet. Wenn Konzepte und Gedanken, Sinneseindrücke und Emotionen in den Blick genommen werden, dann zeigt sich, dass eine je eigene Form des Feminismus in spezifischen Situationen und an spezifischen Orten mobilisierend wirkte – und wie diese dabei spezifischen Personen nutzte, während andere ausgegrenzt wurden (Ahmed u. a. 2000: 17). In dekonstruktivistischen Lesarten wurden seit den 1990er Jahren die Anfangsjahre der FrauenGenderforschung kritisiert, dabei aber häufig deren Produktivität – insbesondere im Hinblick auf die Umwertung von Werten und Wertigkeiten, kurz der naturalisierten »Vernunft« –, aber auch deren selbstkritisches Potential, also das vorhandene Wissen um die eigene Sprechposition, unsichtbar gemacht (vgl. Hark 2005; Benhabib u. a. 1993). Zunächst ermächtigte die von Judith Butler kritisierte »phantasmatische Konstruktion« des »feministischen Wir« (Butler 1991: 209) Frauen, sich Raum zu nehmen und Platz zu besetzen. Das führte auch dazu, dass »wir« als die damaligen Protagonistinnen hegemoniale Strukturen reproduziert haben, indem wir über Widersprüche, Interessenkonflikte und innere Hegemonien hinweg agierten. Die Macht, so formuliert es Butler, durchdringt eben auch »den Begriffsapparat, der versucht über die Macht zu verhandeln«. (1993: 36) Doch auf der anderen Seite wird in den Diskussionen um Erkenntnisinteressen, Parteilichkeit und feministische Methodologien auch deutlich, dass von Beginn an das »Spannungsverhältnis von Erkenntnis und Interesse, Engagement und Distanzierung« thematisiert wurde und dass insbesondere »die epistemologischen und methodologischen Implikationen« des Kritikanspruchs feministischer Wissenschaftsströmungen »schon in den frühen Debatten auf einem hohen Reflexionsniveau verhandelt« wurden, wie Gudrun Axeli Knapp es vor kurzem im Rückblick formulierte (Hirschauer, Knapp 2006: 27,

auch 44ff.) Dieses Spannungsverhältnis kann ich auch in den Dokumenten der ersten Tagung der Kommission Frauenforschung finden: neben dem verbindenden »Wir«, das über soziale Differenzen hinwegging, wurde zugleich über die Situirtheit der eigenen Wissensproduktion diskutiert und dabei die eigene Forschung sowohl mit feministischen politischen Zielen als auch mit disziplinären wissenschaftlichen Anforderungen konfrontiert. Mir scheint, dass in der Konstitutionsphase die Produktivität der empirisch kulturwissenschaftlichen/europäisch ethnologischen FrauenGenderforschung genau in diesem Spannungsverhältnis zwischen politischer Kritik auf der einen Seite und Anerkennung des Orts von Wissenschaft auf der anderen Seite lag, also in der gleichzeitigen partiellen Anerkennung wie grundlegenden Kritik akademischer Hierarchisierungen und Normierungen. An diesem widersprüchlichen Dazwischen entfaltete sich die Kritikfähigkeit der FrauenGenderforschung und konnte Universität zum feministischen Handlungs- wie Denkraum werden.

Die erste Tagung der Kommission Frauenforschung war eine reine »Frauentagung«, einfach weil »weder Anfragen noch Anmeldungen von Kollegen« eingingen. Auch finanzielle Mittel wurden – abgesehen von eingeworbenen Landes- und Universitätsmitteln – ausschließlich von Frauen gespendet. In der Ausgabe der Institutszeitung, dem Tübinger Korrespondenzblatt, das aus Anlass der Tagung erschien, heißt es dazu:

»Wir sind nicht unglücklich darüber, daß die Frauen unter sich bleiben. Es gibt wenige Männer in der Volkskunde, die sich bisher kompetent und verständig zu Frauenproblemen geäußert haben, und es ist zu befürchten, daß mancher der plötzlich Interessierten mit der Haltung eines ›Kolonialtouristen‹ das ›unterentwickelte‹ Land der Frauenforschung bereist, um einen Hauch weiblicher Exotik zu atmen. Uns ist auch nicht an gewieften Wissenschaftlern gelegen, die – immer mit der Nase im Wind – eine nette Idee für ihre nächste Publikation suchen. Insofern begrüßen wir es, daß Frauen die Anfangsschritte in Richtung volkskundliche Frauenforschung gemeinsam und für sich unternehmen. Wir wissen auch aus der Frauenbewegung, daß Autonomie oder kurzfristige Ausgrenzung die Durchsetzungskraft von Forderungen erhöht, nicht zuletzt, weil sie verunsichert.« (Lipp 1984: 15)

Diese Schilderung, die zwar aus heutiger Perspektive mit seltsamem Vokabular operiert, verweist auf die außeruniversitäre Frauenbewegung als Ort politischen Lernens; zugleich wird der eigene Raum in der Universität verteidigt und gegen männlich konnotierte Profilierungsbestrebun-

gen ein – autonomes – Wir gesetzt, das sich selbstbewusst als Avantgarde beschreibt. Deutlich wird, dass die Tagung wie auch das gesamte Projekt Frauenforschung im Kern auf das Fach hin orientiert waren: Ziel war es, Frauenforschung auf dgv-Kongressen und in Publikationen präsent zu machen, also die empirisch kulturwissenschaftlichen Räume des »Hauses des Wissens« (weiter) umzubauen. Macht im Feld der Wissenschaft wurde dabei vornehmlich entlang der Achse männlich-weiblicher Konkurrenz thematisiert, obwohl sie zugleich auch auf Grund der unterschiedlichen Statuspositionen von Frauen auf der Tagung präsent war. Ausgesprochen wurde sie dort allerdings wohl auch deshalb nicht, weil eine als frauenspezifisch definierte gemeinsame Erfahrung die Balance zwischen Autonomie und adressierter Intervention, eben die »dissidente Partizipation« (vgl. Hark 2005) bestimmte. Diese drückte sich gleichermaßen in einer empathischen Verbindung mit den Forschungssubjekten wie einer Identifikation mit der eigenen Forschung aus:

»Immer allerdings wird die Kommission ›Frauenforschung‹ frauendominiert sein, denn im Unterschied zu den übrigen Arbeitskreisen der dgv forschen Frauen nicht nur über ›andere‹, sondern sind selbst als Betroffene einbezogen in den Forschungsprozeß.« (Lipp 1984: 15)

Die hier angesprochene doppelte Konstitution eines »feministischen Wir« – untereinander als (angehende) Akademikerinnen und im Verbund mit den weiblichen Forschungssubjekten – bestimmte auch die Berichterstattung über die Tagung, die nach deren Abschluss im Tübinger Tagblatt erschien. Unter dem Titel »Mehr Frauen- als Volkskunde« (6.11.1984) heißt es dort: »Was nicht nur in Tübingen, sondern auch bundesweit noch eine Seltenheit ist: Frauen organisieren eine wissenschaftliche Tagung für Frauen, auf der die Erforschung von Frauenthemen mit ›weiblichen‹ Methoden im Mittelpunkt steht.« Die »250 Wissenschaftlerinnen aus dem In- und Ausland« hätten, so die Tagblatt-Redakteurin, über »mögliche Fragestellungen und Ansätze volkskundlicher Frauenforschung und über das Pro und Contra frauenspezifischer Methoden« diskutiert, um gegen die Universalisierung des Männlichen »frauenspezifische Lebensweisen, Alltags- und Handlungsstrategien« sichtbar zu machen. Carola Lipp schrieb dazu im Vorfeld der Tübinger Tagung: »Im Mittelpunkt der Forschung steht

dabei die Erfahrung der Frauen, ihre Sehweise von Geschichte, die zu rekonstruieren umso schwerer ist, als die meisten historischen Überlieferungen von Männern stammen« (Lipp 1984: 8).

Neben diesen Verbindung stiftenden Aussagen finden sich in den damaligen Texten auch Hinweise darauf, dass der Begriff der Erfahrung in seinen sozialen wie historischen Differenzen reflektiert wurde. Insbesondere die Rezeption kulturanthropologischer Frauenforschung machte zu diesem Zeitpunkt sensibel für Differenzen wie auch Differenzerfahrungen:

»Die Übernahme kulturanthropologischer Konzepte in der historischen Frauenforschung bedeutete einen Verzicht auf taxonomische Deduktion eines allgemeingültigen Frauenschicksals aus übergeordneten Kategorien, seien es nun Klassenmodelle oder eine a priori gesetzte einheitliche weibliche Unterdrückungserfahrung; dahinter steht die teilweise forschungspraktische Erfahrung, daß Taxonomien den Zugang zum konkreten Handeln und Denken von Frauen letztlich blockieren. Historische Frauenforschung begreift in Anlehnung an ethnologische Methoden Frauen in der Geschichte inzwischen als ›Fremde‹, deren Denk- und Verhaltenssysteme es erst in ihrem jeweils eigenen Sinnzusammenhang zu verstehen gilt.« (Lipp 1984: 9)

Doch zugleich wurde das Frauenspezifische – in Abgrenzung zu männlichen Erfahrungen – als gemeinsame Basis aller weiblichen Erfahrung beschrieben, Gender zur Leitdifferenz gemacht.⁷ Denn historische Frauenforschung

»setzt dabei voraus, daß Erfahrungen von Frauen entsprechend ihren Lebensbedingungen und Tätigkeiten anders strukturiert sind als die von Männern, daß es über allgemeine, eben von Männern definierte Sehweisen hinaus, besondere Wahrnehmungsformen von Frauen gibt, die aus ihrer spezifischen Lebenswirklichkeit resultieren. Dies gilt auch für die Forscherinnen selbst.« (Lipp 1984: 9)

Auf diese Weise war es möglich, die eigenen Erfahrungen »als Teil der historischen Entwicklung, also als etwas sich Veränderndes und Veränderbares, zu begreifen«, denn »dieser ›andere‹ weibliche Blick heißt (...) nicht uneingeschränkte Identifikation und Gleichsetzung eigener Erfahrungen mit der historischen Erfahrung« (Lipp 1984: 9).

⁷ Interessanterweise gibt es keine Hinweise darauf, dass Feminismus selbst historisiert wurde. Zu dieser Auslassung vgl. Scott 2001b.

Neben der Darstellung von ersten Ergebnissen der Frauenforschung konzentrierten sich die Tagung und insbesondere die Abschlussdiskussion auf Fragen der Methodologie.⁸ Wie kann, so war eine der Leitfragen, empirische Forschung sowohl dem Anspruch genügen, Frauenspezifisches sichtbar zu machen, als auch die eigene Empathie bzw. die gemeinsame Erfahrung reflektieren. Es stand also das Verhältnis von Epistemologie, Methodologie und Methode zur Debatte (vgl. Hesse-Biber 2007). In ihrer Darstellung der Anfänge der Frauenforschung konstatiert Carola Lipp:

»Als sich die Volkskundlerinnen 1984 organisierten, war der naive Unmittelbarkeitsgestus der Frauenforschung, mit dem sie Parteilichkeit forderte und patriarchale Verhältnisse kritisierte, einer differenzierten *Methodendiskussion* und sachlich fundierten Forschungspraxis gewichen.« (Lipp 2001: 331)

Dass qualitative, hermeneutisch-interpretative Verfahren in allen Beiträgen im Vordergrund standen,⁹ hatte zum einen den Grund, dass die insbesondere in der historischen Forschung eher aus Männerperspektive verfassten Quellen eine Annäherung über subjektive Erfahrungen nahe legten. Zum anderen erlaubte dieser methodische Zugriff »ein Nachdenken über den Arbeitsprozeß« selbst (Lipp 2001: 333), wurde also als Voraussetzung für wissenschaftliche Reflexivität bewertet. In den Versuchen, die Geschichte volkskundlicher Frauenforschung zu rekapitulieren, gehen die Einschätzungen über den Stellenwert dieser Debatte etwas auseinander: Ging es wirklich »von Anfang an« darum, »eine feministische Forschungsperspektive in die traditionelle Wissenschaftsorganisation einzuführen«, darum, die »bestehende Geschlechterhierarchie in Wissenschaft und Gesellschaft aufzuheben«, Frauen »als handelnde Subjekte« sichtbar zu machen und dabei »Betroffenheit, Parteilichkeit, Lernprozesse und Selbstreflexion in den Forschungsprozess miteinzubeziehen«? (Blohm, Gieske 1994: 170) Oder stand im Vordergrund, »einen ersten Überblick über bereits Geleistetes

⁸ Zur Folge der weiteren Tagungen, die im Anschluss stattfanden und dieses Thema aufgriffen, vgl. Lipp 2001: 330f.

⁹ Mit der Orientierung der Empirischen Kulturwissenschaft in den 1970er Jahren zur Sozialwissenschaft war die Debatte um das Verhältnis von quantitativer bzw. qualitativer Forschung zentraler als gegenwärtig.

zu gewinnen und zukünftige Forschungsfelder abzustecken, neue methodische und theoretische Ansätze wahrzunehmen und in ihrer Vielfalt zu diskutieren«? (Bechdolf, Kienitz 1995: 83). Ich weiß es nicht (mehr), aber wahrscheinlich war beides »irgendwie« auf der Tagesordnung – und wahrscheinlich gehört die unterschiedliche Akzentuierung in den Bereich der Ungleichzeitigkeiten, die FrauenGenderforschung zum offenen Wissensprojekt machen. Im Bericht des Tübinger Tagblatts über die Tagung wird jedenfalls deutlich, dass die Frage nach »weiblichen Methoden« zu den umstritten Themen gehörte (Tagblatt 6.11.1984).¹⁰ Auch dies scheint mir ein Hinweis auf die »dissidente Partizipation«, die im Spannungsverhältnis von politischer und akademischer Positionierung gründete. Diese Diskussionen, so würde ich aus heutiger Perspektive vermuten, sind Ausdruck dessen, was Marylin Strathern als »Schieflage« zwischen feministischer Forschung und Kulturanthropologie beschrieben hat: nämlich als Unvereinbarkeit und paradoxes Bedürfnis, die gemeinsame »weibliche« Erfahrung für die Kritik patriarchaler Verhältnisse zu nutzen und gleichzeitig die Verschiedenheit sozialer Interessen zwischen Beforschten und Forscherinnen anzuerkennen (Strathern 1993: bes. 190ff.). Die Diskussionen stehen für die Widersprüche zwischen dem Wunsch, die in den Quellen und Interviews sichtbar werdende weibliche *agency* zu rekonstruieren und sich mit den beforschten Frauen zu identifizieren, und dem Bewusstsein über die Historizität der eigenen Deutung, die mit dem Wissen verbunden ist, dass, »wenn Frauen für sich selbst eine Subjektivität schaffen, [...] sie das streng innerhalb der soziokulturellen Zwänge ihrer eigenen Gesellschaft« tun (Strathern 1993: 191).

¹⁰ Demgegenüber scheint mir die explizite Distanzierung von Parteilichkeit und unmittelbarer Betroffenheit vor allem einer Erzählweise geschuldet, die die Geschlechterforschung ins disziplinäre Zentrum rücken will – etwa wenn es heißt: »Da die Frauenbewegung damals sehr einseitige methodologische Positionen in der Frauenforschung bezog (Parteilichkeit, Betroffenheit etc.), bestand die Tendenz, sich von manchen der – vor allem auch esoterischen – Seiten [...] zu distanzieren. Diese Distanzierung passierte durch solide Empirie und fachwissenschaftliche Forschung.« 25 Jahre Kommission für Frauenforschung 2008: 443.

Blick zurück nach vorn: Rück/Gewinnung eines politischen Standpunkts in der FrauenGenderforschung?

In den letzten 20 Jahren haben sich Status, Gegenstand und Selbstverständnis der Geschlechterforschung weiter entwickelt, es haben sich Forschungsagenden und -perspektiven verschoben, und das Wissen um Geschlecht als Kategorie des Wissens ist gewachsen. Dabei gilt für die europäisch ethnologische/empirisch kulturwissenschaftliche FrauenGenderforschung sicher auch, was Sabine Hark aus sozialwissenschaftlicher Perspektive formuliert hat: Frauen- und Geschlechterforschung ist weder »nur marginalisiert und ausgegrenzt, noch ist sie – trotz der Tendenzen eines Vorrückens von der Peripherie in die Zentren – eine selbstverständlich gehörte Stimme im Kanon des wissenschaftlichen Wissens geworden« (Hark 2005: 128). Geschlecht ist in weiten Bereichen eine selbstverständliche Analysekategorie, die inzwischen noch selbstverständlicher als in den 1980er Jahren in Verbindung mit anderen sozial wirksamen Differenzkategorien gedacht und in ihren widersprüchlichen Effekten reflektiert wird. Zwar weniger selbstverständlich, aber auch scheint mir im Fach diskutiert zu werden, in welcher Weise die eigene Situiertheit in die Forschung eingeht und wie Forschungsprogramme selbst zum »doing gender« und »doing difference« beitragen (vgl. z. B. Best 2003; Rooke 2009, sowie allgemeiner Bourdieu 1995).

Dennoch scheint mir etwas von dem politischen Selbstverständnis und auch der Sprengkraft der frühen FrauenGenderforschung auf dem Weg verloren gegangen zu sein. Wenn ich jedoch die Texte und Dokumente aus den 1980er Jahren, wie eingangs angekündigt, danach befrage, wie ein politischer Gehalt für die europäisch ethnologische/empirisch kulturwissenschaftliche FrauenGenderforschung zurück gewonnen werden kann, dann geht es mir weder um ein wieder zu belebendes Bekenntnis zu feministischen Positionen, noch einfach um die Reformulierung von alten Zielstellungen vor dem Hintergrund aktueller Intervention durch Postkoloniale, Queere und Kritische Weißseins-Forschung in Wissenschaftspraxen – auch wenn ich denke, dass das Fach von einer expliziteren und systematischeren Kenntnisnahme dieser Diskussionen profitieren könnte.

Vielmehr zielen meine Überlegungen vor allem darauf, das oben skizzierte Verhältnis von Politik und Wissenschaft als Spannungsverhältnis für

Forschungsprozesse wieder produktiv zu machen. Ich plädiere dafür, nach einer neuerlichen Balance zu suchen zwischen der – notwendig normativ organisierten – Kritik an Dominanzverhältnissen, wie sie durch die Interdependenz unterschiedlicher Differenzmarkierungen in komplexer und oft widersprüchlicher Weise sichtbar werden, auf der einen Seite und einer wissenschaftlichen Analyse, die sich bewusst auf Distanz begibt zu politischen Zielsetzungen, auf der anderen Seite. Hierzu kann meines Erachtens beitragen, das Politische selbst wie auch gerade das eigene Involviertsein in Politik häufiger zum Gegenstand europäisch ethnologischen Analysierens und Argumentierens zu machen, also ethnologische Verstehenskonzepte im Sinne von Rabinows eingangs zitiertem Projekt einer »Anthropologie der Vernunft« zu nutzen (Rabinow 2004a). Damit würde zum Verstehen dessen beigetragen, wie sich politische Agenden und mit ihnen spezifische Subjektpositionen an unterschiedlichen Orten und zu unterschiedlichen Zeiten konstituieren, wie diese in Wissenschaftspraxen hineinwirken und Prozesse des Wissenstransfers bestimmen – und hierfür bieten Geschlecht und Sexualität Analyseinstrumente wie -perspektiven, die (auch) für eine empirisch kulturwissenschaftliche/europäisch ethnologische Analyse politischer Prozesse bislang noch wenig ausbuchstabiert wurden.

Notwendig erscheint mir dann auch, die intellektuellen wie politischen Herausforderungen neuer politischer Bewegungen anzunehmen, sich ihnen als methodologische und epistemologische Herausforderungen zu stellen. Denn auch die gegenwärtigen Kämpfe um die Sichtbarkeit sozialer, ethnisierter und rassifizierter, sexueller und anderer Differenzierungen und De/Privilegierungen scheinen mir in ihrer Produktivität für das wissenschaftliche Projekt Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft noch zu wenig ausgelotet. Selbst wenn zunächst ähnliche Erfahrungen des Zum-Schweigen-Gebracht-Werdens zu erwarten sind, wie sie Stuart Hall mit Blick auf feministische Interventionen und deren Kritik wissenschaftlicher Auslassungen schildert, scheint sich mir hier ein neuerlicher Denk- und Handlungsraum zu öffnen, durch den das Politische in die europäisch ethnologische/empirisch kulturwissenschaftliche (FrauenGender)Forschung zurückgeholt werden kann. Doch dazu müssen in meinen Augen Gesellschafts- bzw. Wissenschaftskritik und wissenschaftliche Reflexion zunächst voneinander getrennt werden. Das heißt sorgfältiges Umgehen mit Katego-

rien, bedeutet möglicherweise die Dezentrierung der Kategorie Geschlecht in FrauenGenderforschung und heißt vor allem, die privilegierten Zentren selbst zum Ort produktiver Auseinandersetzung wie Theoriebildung zu machen. Durch das Gewahrwerden neuer blinder Flecken und Auslassungen (Visweswaran 2003) wird ein solches Projekt wissenschaftliche Reflexivität in Hinblick auf eigene Wissen(schaft)spraxen stärken. Die Produktivität dieser Verschiebung wird aber letztlich davon abhängen, ob und wie Gesellschafts- bzw. Wissenschaftskritik und wissenschaftliche Reflexion in ein produktives Spannungsverhältnis gebracht werden können. Sie wird nur dann zur Weiterentwicklung einer gleichermaßen machtsensiblen wie -kritischen Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie beitragen, wenn der eigene Standpunkt als Teil des Verstehensprozesses verstanden wird, der nicht außerhalb der Kritik liegt. Auf diese Weise kann die FrauenGenderforschung – auch die im Fach – weiterhin ein Ort produktiver Unruhestiftung wie politischer Interventionen in Macht- und Herrschaftsverhältnisse bleiben. Dabei wird wieder die Grenze zwischen Wissenschaft und Politik zur Verhandlung stehen, doch zentraler wird wohl die von Kamala Visweswaran formulierte Frage sein, »how a feminist ethnography that displaces gender from its center might engage strategies of disidentification rather than identification« (Visweswaran 1997: 593). Denn das »feministische Wir« wird seines phantasmagorischen Charakters nicht mehr enthoben werden können, noch sich neu konstituieren, vielmehr jegliche subjektive wie kollektive Identitätskonstruktion Ort der Auseinandersetzung sein. Denn:

»Das Subjekt des Feminismus zu dekonstruieren heißt [...] den Gebrauch dieses Begriffes [...] von den maternalen und rassischen Ontologien zu befreien und ihm freies Spiel geben als einem Schauplatz, an dem bislang unvorhergesehene Bedeutungen zum Tragen kommen.« (Butler 1993: 50)

Literatur

- Ahmed, Sara u. a. : Introduction: Thinking Through Feminism. In: Dies. (Hgg.): Transformations: Thinking Through Feminism. London 2000: 1–23.
- Althoff, Martina; Bereswill, Mechthild; Riegraf, Birgit: Feministische Methodologien und Methoden. Traditionen, Konzepte, Erörterungen. Opladen 2001.

- Bechdolf, Ute; Kienitz, Sabine: Visionen und Re-Visionen: Wohin führt der Blick zurück? Replik auf die »Überlegungen zur volkskundlichen Frauenforschung« von Anne Blohm und Sabine Gieske. In: Zeitschrift für Volkskunde 91, 1 (1995): 83–84.
- Benhabib, Seyla u. a. : Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt/Main 1993.
- Best, Amy L. (2003): Doing Race in the Context of Feminist Interviewing: Constructing Whiteness Through Talk. In: Qualitative Inquiry 9 (2003): 895–914.
- Binder, Beate u. a. : Der Start: Randbemerkungen zur ersten volkskundlichen Frauentagung. In: Tübinger Korrespondenzblatt 26 (1984): 46–47.
- Blohm, Anne; Gieske, Sabine: Überlegungen zur volkskundlichen Frauenforschung – Etappen und Entwicklungen. In: Zeitschrift für Volkskunde 90, 2 (1994): 169–182.
- Bourdieu, Pierre: Narzisstische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In: Berg, Eberhard; Fuchs, Martin (Hgg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt/Main 1995: 365–374.
- Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/Main 1991.
- Butler, Judith: Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der »Postmoderne«. In: Seyla Benhabib u. a. : Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt/Main 1993: 31–58.
- Citovics, Tamara; Hauser, Andrea: Blick zurück nach vorn. In: Tübinger Korrespondenzblatt, 26 (1984): 36–37.
- Hall, Stuart: Das theoretische Vermächtnis der Cultural Studies. In: Ders.: Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt. Ausgewählte Schriften 3. Hg. von Nora Räthzel. Hamburg 2000/1992: 34–51.
- Hark, Sabine: Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus. Frankfurt/Main 2005.
- Hark, Sabine: Frauen, Männer, Geschlechter, Fantasien. Politik der Erzählungen. In: Dietze, Gabriele; Hark, Sabine (Hgg.): Gender controversies. Genealogien und Grenzen einer Kategorie. Königstein/Taunus 2006: 19–45.
- Herrmann, Kitry Steffen: Performing the Gap – Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung. In: Arranca! 28 (2003): 22–26, <http://arranca.nadir.org/arranca/article.do?id=245> (Zugriff 27.6.2009).
- Hesse-Biber, Sharlene Nagy: Feminist Research. Exploring the Interconnections of Epistemology, Methodology, and Method. In: Dies. (Hg.): Handbook of Feminist Research. Theory and Praxis. Thousand Oaks, London, New Dehli 2007: 1–26.
- Hirschauer, Stefan; Knapp, Gudrun-Axeli: Wozu Geschlechterforschung? Ein Dialog über Politik und den Willen zum Wissen. In: Aulenbacher, Brigitte u. a. (Hgg.): Frauen-Männer-Geschlechterforschung. State of the Art. Münster 2006: 22–63.
- 25 Jahre Kommission für Frauenforschung (heute: Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung) in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Ein Gespräch mit Carola Lipp. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 62, 111 (2008): 441–447.
- Lipp, Carola: Geschlechterforschung – Frauenforschung. In: Brednich, Rolf W. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Berlin 2001: 329–351.
- Lipp, Carola: Frauenforschung in der Volkskunde. In: Tübinger Korrespondenzblatt 26 (1984): 1–16.

- Rabinow, Paul: Anthropologie der Vernunft. Studien zu Wissenschaft und Lebensführung. Frankfurt/Main 2004.
- Rees, Tobias; Caduff, Carlo: Einleitung: Anthropos plus Logos. Zum Projekt einer Anthropologie der Vernunft. In: Rabinow, Paul: Anthropologie der Vernunft. Studien zu Wissenschaft und Lebensführung. Frankfurt/Main 2004: 7–28.
- Rooke, Alison: Queer in the Field: On Emotions, Temporality, and Performativity in Ethnography. In: Journal of Lesbian Studies 13 (2009): 149–160.
- Rüsen, Jörn: »Schöne« Parteilichkeit. Feminismus und Objektivität in der Geschichtswissenschaft. In: Becher, Ursula A. J.; Rüsen, Jörn (Hgg.): Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Frankfurt/Main 1988: 517–542.
- Scott, Joan W.: Phantasie und Erfahrung. In: Feministische Studien 2 (2001a): 74–88.
- Scott, Joan W.: Fantasy Echo: History and the Construction of Identity. In: Critical Inquiry 27/2 (2001b): 283–304.
- Shore, Chris; Wright, Susan: Policy. A New Field of Anthropology. In: Dies. (Hgg.): Anthropology of Policy. London, New York 1997: 3–39.
- Strathern, Marilyn: Ein schiefes Verhältnis: Der Fall Feminismus und Anthropologie. In: Rippl, Gabriele (Hg.): Unbeschreiblich Weiblich. Texte zur Feministischen Anthropologie. Frankfurt/Main 1993: 174–193.
- Trouillot, Michel-Rolph: Adieu, Culture: a New Duty Arises. In: Fox, R. G.; King, B. J. (Hgg.): Anthropology Beyond Culture. Oxford, New York 2002: 37–60.
- Visweswaran, Kamala: Histories of Feminist Ethnography. In: Annual Review of Anthropology 26 (1997): 591–621.
- Visweswaran, Kamala: Fictions of Feminist Ethnography. Minneapolis, London 2003.